

Ein Handbuch des Verwaltungsrechts: Daran arbeiten Juristen aus Würzburg und Heidelberg in den kommenden Jahren. (Bild: Gunnar Bartsch / Universität Würzburg)

Handbuch des Verwaltungsrechts

Eine Gesamtdarstellung des deutschen, europäischen und internationalen Verwaltungsrechts – Großes Forschungsvorhaben zweier Rechtswissenschaftler der Universitäten Würzburg und Heidelberg.

Zwölf Bände, mehr als 150 Beteiligte und eine voraussichtliche Laufzeit von zwölf Jahren: Das sind die Eckdaten eines neuen, groß angelegten Forschungsprojekts an der Juristischen Fakultät. Professor Markus Ludwigs, Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht und Europarecht an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU), wird dabei in Kooperation mit seinem Heidelberger Kollegen Professor Wolfgang Kahl an einer umfassenden Analyse des deutschen, europäischen und internationalen Verwaltungsrechts arbeiten. Für ihr enzyklopädisches Forschungsprojekt „Handbuch des Verwaltungsrechts (HVwR)“ erhielten die beiden Rechtswissenschaftler eine zunächst auf fünf Jahre angelegte Förderzusage der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung über 900.000 Euro.

„Visitenkarte“ für die deutsche Verwaltungsrechtswissenschaft

Das geplante Handbuch wird eine Lücke im rechtswissenschaftlichen Schrifttum schließen. Während im Verfassungsrecht mit dem „Handbuch des Staatsrechts der Bundesrepublik Deutschland (HStR)“ ein monumentales Referenzwerk der Professoren Josef Isensee (Bonn) und Paul Kirchhof (Heidelberg) vorliegt, fehlt es im Verwaltungsrecht bislang an einer vergleichbaren Gesamtdarstellung. Dem will das HVwR abhelfen und damit zugleich eine Art „Visitenkarte“ der deutschen Verwaltungsrechtswissenschaft gegenüber dem Ausland abgeben.

Prägendes Innovationsmerkmal ist zum einen die gesamthaft-repräsentative Erfassung des in zahlreiche Einzelrichtungen auseinanderströmenden deutschen Verwaltungsrechts, zum anderen die durchgängige Einbeziehung des Zusammenspiels des nationalen Rechts mit dem internationalen und europäischen Recht.

Verwaltungsrecht „aus einem Guss“

Das Handbuch wendet sich gleichermaßen an die verwaltungsrechtliche Praxis und die Verwaltungsrechtswissenschaft. Es bereitet primär für die im Öffentlichen Recht tätigen deutschen Juristinnen und Juristen, aber auch für interessierte Rechtswissenschaftlerinnen und Rechtswissenschaftler in anderen Staaten den Rechtsstoff systematisch auf. Dabei zielt es darauf ab, die Zusammenhänge und das Allgemeine in der Fülle der Referenzgebiete des Besonderen zu erschließen. Zugleich soll es die positivrechtlichen Begriffe, Prinzipien und Institute des Verwaltungsrechts in ihren Geltungsbedingungen darstellen, ihren für das heutige Verständnis wesentlichen Grundlagen nachgehen, diese dogmatisch analysieren und ihre Bedeutung im Mehrebenensystem untersuchen. In der Summe ergibt sich eine Gesamtkonzeption „aus einem Guss“, die das deutsche, europäische und internationale Verwaltungsrecht gerade in ihren Wechselwirkungen in den Blick nimmt.

Gemeinschaftsprojekt von über 150 Autorinnen und Autoren

Das auf zwölf Bände angelegte und im Verlag C.F. Müller erscheinende Handbuch ist als wissenschaftliches Gemeinschaftswerk von mehr als 150 Professorinnen und Professoren des Öffentlichen Rechts konzipiert. Begleitet wird das Projekt durch einen aus acht arrivierten Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern bestehenden Wissenschaftlichen Beirat, zu dessen Mitgliedern unter anderem der Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Professor Andreas Voßkuhle, und der deutsche Richter am Europäischen Gerichtshof, Professor Thomas von Danwitz, gehören. Durch regelmäßige Beirats- und Autorenkonferenzen soll die Kohärenz des monumentalen Gesamtwerks sichergestellt werden.

Kontakt

Prof. Dr. Markus Ludwigs, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Europarecht, T: +49 931 31-89979, markus.ludwigs@uni-wuerzburg.de

Prof. Dr. Wolfgang Kahl, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Institut für deutsches und europäisches Verwaltungsrecht, T: +49 6221 54 74 29, kahl@jurs.uni-heidelberg.de

Als die Daten laufen lernten

Daten mit hoher Geschwindigkeit austauschen: Das ist an der Universität Würzburg seit 25 Jahren möglich. Am 23. Februar 1994 hat das Rechenzentrum das erste Hochgeschwindigkeitsnetz in Betrieb genommen.

Wer Anfang der 1990er-Jahre eine E-Mail mit einem Foto im Anhang versenden wollte, musste Geduld mitbringen. Schließlich konnte die Übertragung schon mal ein paar Minuten dauern. Reine Textmails gingen zwar schneller, aber wehe, man hatte dieser Mail eine größere Datei angehängt. „Auch das Arbeiten mit dem damals noch jungen Internet – wer kennt vielleicht noch den Internetbrowser ‚Mosaic‘, der im November 1993 erschienen ist – war eher eine Geduldsfrage“, erinnert sich Matthias Funken, der Leiter des Rechenzentrums der Universität.

Vor über 30 Jahren bestand das Datennetz der Universität Würzburg nur aus einigen angemieteten Telefonleitungen, die einzelne Standorte der über die Stadt verteilten Universitätsgebäude mit dem Rechenzentrum verbanden. Die zentrale Rechenleistung war praktisch ausschließlich dort vorhanden, die dezentralen Bereiche nutzten die im Rechenzentrum vorhandenen Großrechner per sogenannter Terminalleitung mit „dummen“ Terminals als einziger Ein- und Ausgabemöglichkeit.

Millionenfache Beschleunigung

Die damaligen Übertragungsgeschwindigkeiten lagen im Mittel bei aus heutiger Sicht haarsträubend niedrigen Datenraten von nur 9.600 Bit pro Sekunde. Von Hochgeschwindigkeit sprachen die IT-Experten damals schon, wenn sie einzelne Leitungskapazitäten auf 19.200 Bit pro Sekunde verdoppeln konnten.

Heutige Bandbreiten liegen beim Tausendfachen dieser Werte, und was damals für den Datenverkehr der ganzen Universität reichen musste, findet sich mittlerweile fast in jedem Privathaushalt. Nochmals um den Faktor 1000 schneller fließen Bits und Bytes heute durch das sogenannte Backbone-Netz der Universität Würzburg, das Rückgrat aller Datentransporte. Insgesamt geht der Informationsfluss durch das Uni-Netzwerk somit heute eine Millionen mal schneller als vor gut 25 Jahren.

Mit der Geschwindigkeit wachsen die Anforderungen

Aus dieser „Ur-Suppe“ der frühen Datenvernetzung entstand im Laufe der Zeit – vor allem durch die Einführung sogenannter X.25-Netze mit immerhin 64.000 Bit pro Sekunde bezie-



Matthias Funken, Leiter des Rechenzentrums, am damals zentralen Netzwerk-Knoten „WROUo1“ (Foto: Rechenzentrum / Universität Würzburg)



Feierliche Inbetriebnahme des ersten Hochgeschwindigkeitsnetzes im Februar 1994 mit (v.l.) Wolfgang Schliffer, damaliger Leiter des Rechenzentrums, Gerhard Burow vom Fernmeldeamt, Unikanzler Bruno Forster und Unipräsident Theodor Berchem. (Foto: Volkert / Volksblatt)

hungsweise mit 128.000 im zweikanaligen Betrieb – eine Möglichkeit, die auftauchenden Netzwerk-Inseln, vor allem die Computerpools der Fakultäten, besser mit dem Rechenzentrum zu verbinden.

„Mit der enormen Steigerung der Bandbreiten einher ging in den vergangenen 25 Jahren aber auch eine beträchtliche Bedarfsausweitung“, so Funken. „Dienste wie Vorlesungsaufzeichnungen und Streaming, Echtzeitkommunikation per Bild und Ton wie etwa Voice over IP oder Videokonferenzen in hoher Qualität, WLAN oder die massenhafte Verarbeitung vieler Mails pro Tag wären ohne die heutigen Übertragungsgeschwindigkeiten nicht denkbar.“

Eine enorme Beschleunigung erfuhr die Datennetztechnik durch das bundesweite Netzinvestitionsprogramm (NIP) in der ersten Fassung (später gab es noch ein NIP II). Dieses Programm ermöglichte zum einen eine Grundversorgung aller Hochschulgebäude sowie zum anderen deren Kopplung über ein echtes Hochgeschwindigkeitsdatennetz. Wobei man „Hochgeschwindigkeit“ natürlich aus der damaligen, noch recht bescheidenen Perspektive verstehen muss.

Überzeugungsarbeit bei der Bundespost

Glücklicherweise verfügte die damals noch nicht privatisierte Deutsche Bundespost über ein sehr modernes Lichtwellenleiter-Overlay-Netz im Stadtgebiet Würzburg. Zudem war sie dazu bereit, in einem gesonderten Vertrag abseits aller standardisierten, damals käuflichen Datennetzlösungen einen Teil dieser Glasfaser-Infrastruktur als so genannte „dark fibre“ (unbeschaltete Glasfaser) an die Universität zur Eigennutzung gegen eine entsprechende Miete langfristig zu überlassen.

Die Verhandlungen des damaligen Verantwortlichen Christian Rossa waren nicht leicht, da es zu diesem Zeitpunkt gar keine existierenden Geschäftsmodelle der Bundespost für das von der Uni gewünschte Nutzungsszenario gab. Schließlich aber gelang es, durch hartnäckige Überzeugungsarbeit die Post davon zu überzeugen, dass beide Seiten von einer solchen Kooperation nur profitieren könnten.

Planungen für ein neues Backbone

Am 23. Februar 1994 war es soweit: Nach rund dreimonatiger Bauzeit von Gebäudeeinführungen wurde das neue Glasfasernetz in einem feierlichen Festakt im Rechenzentrum zur Nutzung an die Universität übergeben. So konnte das Rechenzentrum über die Stadt hinweg einen Ring mit 100 Megabit pro Sekunde schnellen Verbindungen aufbauen – im Rückblick ein echtes Hochgeschwindigkeitsnetz.

„Aber die Anforderungen an performante IT-Dienstleistungen steigen weiter, und so muss auch das Rechenzentrum immer wieder nachlegen und die Kapazitäten weiter ausbauen“, so Matthias Funken. Aktuell planen die Verantwortlichen am Rechenzentrum deshalb ein völlig neues Daten-Backbone für den Datentransfer von den Campusbereichen ins Rechenzentrum. Dessen Geschwindigkeit soll dann bei 20 Gigabit pro Sekunde liegen.



Hier wird vor allem Deutsch gelernt: Einblick in die Würzburger UNI-Schule. (Bild: Thea Kroepelin / Universität Würzburg)

UNI-Schule für bessere Lehrerbildung

Studierende der Uni Würzburg organisieren seit 2015 die UNI-Schule, in der sie vor allem Deutsch, aber auch Mathematik und Englisch unterrichten. Diese Initiative trägt zu einer zukunftsfähigen Lehrerbildung bei.

In der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern an Universitäten kommt immer wieder das „Theorie-Praxis-Problem“ zur Sprache: Forderungen nach einer theoriegeleiteten Bildung treffen auf Klagen über fehlenden Praxisbezug. Glaubt man Gerüchten, so werden Hochschulabsolventen beim Eintritt ins Referendariat oft mit der Aufforderung empfangen: „Jetzt vergessen sie mal alles, was sie im Studium gelernt haben und lassen sie sich auf die Praxis ein!“

Klassische Lehrerbildung sollte auch heute ihre theoretischen Bestände nicht in Frage stellen. Sie sollte aber auch nicht anwendungsorientiert ausbilden, sondern vielmehr ihrem Charakter als praktische Wissenschaft gerecht werden. Als praktische Wissenschaft, die durch Interventionspraxis professionalisiert wird.

Während ein Mediziner seinen Studierenden im Universitätsklinikum ganz selbstverständlich Operationen am Patienten zeigt und mit Studierenden Visite hält, also gemeinsam mit ihnen an „echten Fällen“ Interventionspraxis übt, verstricken sich mancherorts die Protagonisten der Lehrerbildung zwischen Praktikumsordnungen und hochgeistigen Vorlesungen in einer unfruchtbaren Theorie-Praxis-Diskussion. Es ist kaum von der Hand zu weisen, dass die Professionalisierung des Lehrerberufs daran krankt, dass Universitätsschulen nicht zum Standard der Lehrerbildung zählen. An der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU) hat sich eine solche Schule etabliert; genannt wird sie UNI-Schule.

Vom Projekt zur Institution: UNI-Schule Würzburg

Seit Sommer 2015 geben Studierende und Lehrende der Humanwissenschaftlichen Fakultät der JMU von Montag bis Freitag zwischen 8:30 und 12 Uhr und nachmittags zwischen 16 und

18 Uhr Deutsch-, bei Bedarf auch Mathe- und Englischunterricht. Zu ihren bisher insgesamt 320 Schülerinnen und Schülern gehörten Jugendliche und Erwachsene im Alter zwischen 16 und 65 Jahren aus insgesamt 18 Nationen, darunter Syrien, Eritrea, Afghanistan und Äthiopien, aber auch USA, Thailand, Griechenland und Mexiko.

Aktuell werden durchschnittlich 50 Schülerinnen und Schüler von ebenso vielen Studierenden und einigen Lehrenden der Universität betreut. Während der vorlesungsfreien Zeit muss mitunter ein Sparprogramm gefahren werden. Da die Schülerschaft gleichermaßen aus Analphabeten und Akademikern besteht, findet der Vormittagsunterricht in bis zu fünf Kleingruppen auf unterschiedlichen Lernniveaus statt. Eine Kleingruppe wird von drei bis 15 Schülern besucht und von einer oder zwei Lehrkräften betreut. Im Unterricht werden deutsche Grammatik gelernt, Wortschatz erweitert, Texte gelesen und aktuelle Themen diskutiert.

Die Nachmittagsbetreuung wurde nötig, nachdem im Herbst 2016 erstmals der Großteil eines Jahrgangs die Aufnahmeprüfung für so genannte Berufsintegrationsklassen (BiK) an Berufsschulen bestanden hatte. Einige dieser Schülerinnen und Schüler benötigten jedoch weiterhin Unterstützung – zunehmend auch in Fächern wie Mathematik und Englisch. Sie kommen mit Hausaufgaben und anderen Fragen in die UNI-Schule oder wollen Themen vertieft diskutieren. Sie lernen das selbständige Lernen, finden aber zugleich immer Ansprechpersonen, die bei Fragen weiterhelfen.

„Ein Projekt, das in mehr als eine Richtung wirkt“

2017 wurde die UNI-Schule mit dem „Weitergeben Engagementpreis“ der Studienstiftung des Deutschen Volkes ausgezeichnet. In der Begründung der Jury hieß es: „Die Leistung der Initiatoren ist enorm, sie haben in kürzester Zeit ein Projekt auf die Beine gestellt, das sehr konkret Hilfe leistet und in mehr als eine Richtung wirkt.“

Finanziert wurde der Unterricht vor der Verleihung des Preises aus universitären Lehrstuhlmiteln und privat eingeworbenen Spenden. Seit Sommer 2016 stellt das Institut für Sonderpädagogik aus Studienzuschüssen studentische Hilfskraftmittel für das Organisationsteam der UNI-Schule zur Verfügung. Zudem wurde inzwischen mit „StudiProjekte e.V.“ ein gemeinnütziger Trägerverein gegründet.

Zu den im Projekt engagierten Studierenden gehören Kandidaten für das Lehramt an Gymnasien, an Grund- und Mittelschulen sowie an Sonderschulen, außerdem Bachelorstudierende unterschiedlicher Fachrichtungen, darunter Fremdsprachen oder Political and Social Studies. Ein Absolvent des Lehramtsstudiums für Gymnasien (Latein und Englisch) antwortete auf das Lob für sein ehrenamtliches Engagement wörtlich: „Ich habe in meinem gesamten Studium nicht so viel gelernt wie während des letzten halben Jahres in der UNI-Schule.“

Universität bietet Begleitseminar an

Der Deutschunterricht begann in einem Seminarraum im Universitätsgebäude am Wittelsbacherplatz. Nach einem kontinuierlichen Expansionsprozess findet er mittlerweile im Internats-trakt des benachbarten Matthias-Grünwald-Gymnasiums statt. Jedes Semester schreiben sich die Studierenden für das universitäre Begleitseminar ein und werden über die dazugehörige Lernplattform informiert und mit Materialien versorgt. Die Lerngruppen-Teams sprechen

sich darüber hinaus über WhatsApp-Gruppen und Facebook ab. Im Begleitseminar werden insbesondere praktische Probleme beim eigenen Unterrichten und Fragestellungen rund um die Rolle und Aufgaben von Pädagoginnen und Pädagogen besprochen.

Als herausfordernd und den Alltag bestimmend stellt sich nicht nur die Zusammenarbeit innerhalb der UNI-Schule dar, sondern auch die Absprachen mit den kooperierenden Institutionen wie Schulen, Kirche, Wohnstätten und Verwaltungsstellen. An der Gestaltung der Seminarsitzungen wirken Beschäftigte des Instituts für Sonderpädagogik, Lehrkräfte des gastgebenden Gymnasiums und Lehrende aus der universitären Deutsch-Didaktik mit. Zudem werden Referenten zu speziellen Themen wie Afghanistan, Asylrecht oder medizinische Versorgung bei ungeklärtem Aufenthaltsstatus eingeladen.

Studierende bekommen ECTS-Punkte

Die vorgesehenen ECTS-Punkte bekommen diejenigen Studierenden verbucht, die sich für ein Semester verbindlich in den Unterrichtsplan eingetragen und den Unterricht regelmäßig gestaltet haben. Seit vier der fünf Lehrstühle am Institut für Sonderpädagogik sowie ein Didaktik-Lehrstuhl die in der UNI-Schule geleisteten Praktika anerkennen, liegen neben den Beiträgen in den Begleitseminaren auch schriftliche Reflexionen zu den Erfahrungen in der UNI-Schule vor.

Von Prof. Dr. Stephan Ellinger

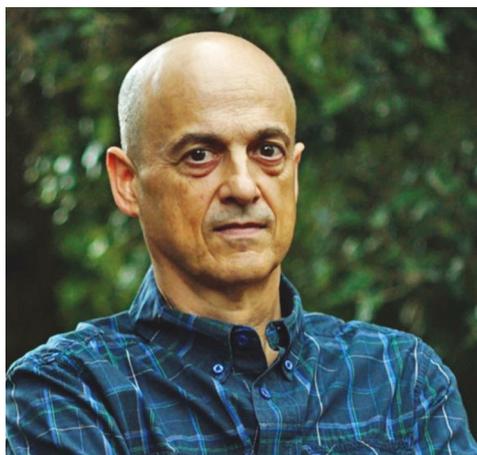
(Der Autor hat den Lehrstuhl für Pädagogik bei Lernbeeinträchtigungen an der Universität Würzburg inne.)

Experte für künstliche Photosynthese

Mit einem Forschungspreis der Alexander-von-Humboldt-Stiftung kommt Chemieprofessor Antoni Llobet (Spanien) an die Universität Würzburg. Er ist weltweit führend auf dem Gebiet der Wasserspaltung mit Sonnenlicht.

Mit ihren Forschungspreisen zeichnet die Alexander-von-Humboldt-Stiftung herausragende ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus. Die Preisträger sind eingeladen, eine Zeitlang an Forschungseinrichtungen in Deutschland zu arbeiten, die sie sich selbst ausgesucht haben.

Der Chemieprofessor Antoni Llobet aus Barcelona kommt nun mit einem Humboldt-Preis an die Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU). Seit 1. Fe-



Professor Antoni Llobet forscht mit einem Humboldt-Preis am Zentrum für Nanosystemchemie der Uni Würzburg. (Bild: privat)

bruar 2019 arbeitet er am Zentrum für Nanosystemchemie einige Monate mit Professor Frank Würthner zusammen. Die beiden Chemiker wollen eine langfristige Kooperation aufbauen.

Effektive Katalysatoren entwickelt

Am Zentrum für Nanosystemchemie der JMU wird unter anderem an der Realisierung der künstlichen Photosynthese gearbeitet. Ein Ziel dabei ist es, die Energie des Sonnenlichts für die Erzeugung von Brennstoffen zu nutzen. Wer das erreichen will, muss die lichtgetriebene Spaltung von Wassermolekülen beherrschen – ein komplexer Vorgang, der sich mit Katalysatoren auf Basis von Übergangsmetallen bewerkstelligen lässt.

„Genau auf diesem Gebiet ist Antoni Llobet der weltweit führende Experte“, sagt Würthner. Professor Llobet habe mit Ruthenium als Übergangsmetall die bislang effektivsten Katalysatoren für die oxidative Wasserspaltung entwickelt. Zudem sei es ihm vor kurzem gelungen, seine Katalysatoren in photoelektrochemische Zellen einzubauen – laut Würthner ein entscheidender Schritt für weitere Erfolge auf diesem Gebiet. Daran wollen die beiden Chemiker nun gemeinsam arbeiten.

Zum Werdegang des Humboldt-Preisträgers

Antoni Llobet, Jahrgang 1960, ist seit 2004 Professor an der Universitat Autònoma de Barcelona und seit 2006 auch Leiter einer Forschungsgruppe am Institute of Chemical Research of Catalonia (Tarragona). Im Lauf seiner Karriere hat er in Belgien, England, Spanien und in den USA geforscht und gelehrt. Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet.

Zentrum für Nanosystemchemie

Das Zentrum für Nanosystemchemie der JMU wurde im Rahmen des bayerischen Forschungsprogramms „Solar Technologies Go Hybrid“ im Jahr 2016 mit einem Forschungsgebäude ausgestattet. Unter der Leitung von Frank Würthner wird hier unter anderem daran gearbeitet, komplexe Molekülverbände zu schaffen, die eine effiziente Absorption und Konversion von Sonnenlicht ermöglichen. Mit ihnen sollte sich die Leistungsfähigkeit der organischen Photovoltaik weiter steigern lassen.

Ein weiteres Ziel ist die Entwicklung künstlicher Chloroplasten, die – ähnlich wie in Pflanzen – Lichtenergie zur Erzeugung von Brennstoffen nutzen. Eine solche künstliche Photosynthese könnte mithelfen, den Kohlendioxid-Gehalt der Atmosphäre zu verringern und energiereiche Rohstoffe wie Zucker, Stärke und das Gas Methan zu gewinnen.

Weblinks

Professor Antoni Llobet:

http://www.iciq.org/research/research_group/prof-antoni-llobet/section/about_prof/

Zentrum für Nanosystemchemie:

<http://www.nanosystems-chemistry.uni-wuerzburg.de/home/>



Das Mildred-Scheel-Nachwuchszentrum soll talentierte Krebsforscher nach Würzburg bringen. Das gaben Martin Eilers, Sophia Danhof, Matthias Frosch und Lars Jöckel (v. l.) auf einer Pressekonferenz bekannt. (Bild: Jörg Fuchs)

Zehn Millionen für die Krebsforschung

Die Deutsche Krebshilfe richtet in Würzburg eines von bundesweit fünf Mildred-Scheel-Nachwuchszentren ein. Junge Krebsforscherinnen und Krebsforscher sollen hier beste Arbeitsbedingungen vorfinden.

Dresden, Frankfurt, Hamburg, Köln/Bonn und Würzburg – an diesen Standorten können junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler künftig dazu beitragen, die Krebsforschung in Deutschland zukunftsfähig zu halten: Hier richtet die Deutsche Krebshilfe ihre neuen Mildred-Scheel-Nachwuchszentren ein. Sie stattet jedes davon fünf Jahre lang mit je zehn Millionen Euro aus. Um die Förderung hatten sich insgesamt 27 Standorte beworben.

Mit dieser Initiative will die Krebshilfe dem „eklatanten Mangel“ an jungen Krebsforschenden in Deutschland entgegenwirken. In Würzburg ist die Medizinische Fakultät der Julius-Maximilians-Universität (JMU) Träger des Mildred-Scheel-Nachwuchszentrums (MS.NZ).

Nach Ansicht von Professor Matthias Frosch, Dekan der Fakultät, sind die Rahmenbedingungen für dieses Projekt besonders günstig. „Die Medizinische Fakultät hat schon frühzeitig auf die Nachwuchsproblematik in der klinischen Forschung reagiert und Strukturen und Positionen für klinisch tätige Ärztinnen und Ärzte geschaffen. Das wissenschaftliche Umfeld mit einer Reihe von international herausragenden Wissenschaftlern ist in der Krebsforschung für die Förderung des Nachwuchses ideal.“

Gemeinsame Forschungsfrage vereint die Gruppen

Geleitet wird das neue Zentrum von Professor Martin Eilers, Krebsforscher am Biozentrum der JMU. „Wir wollen bis zu acht Forschungsprojekte und -gruppen etablieren, in denen insgesamt rund 35 Personen arbeiten werden“, sagt Eilers. Wert lege man darauf, junge Talente aus den Naturwissenschaften und der Medizin gemeinsam forschen zu lassen.

Die Gruppen sollen auf dem Medizin-Campus der JMU im Stadtteil Grombühl unter einem Dach zusammenarbeiten. Ihre gemeinsame Forschungsfrage: Wie schaffen es Tumorzellen, sich aktiv vor dem Immunsystem zu verstecken? Und wie lässt sich die Kontrolle durch das Immunsystem wieder herstellen? Von der Lösung dieser Fragen erhofft sich die Wissenschaft weitere Fortschritte bei der Behandlung von Krebs.

Zentrum strebt Vereinbarkeit von Beruf und Familie an

Talentierte Nachwuchskräfte sollen in dem neuen Zentrum bestmögliche Arbeitsbedingungen und eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf geboten bekommen. Laut Eilers werden hierzu besonders flexible Arbeitszeitmodelle etabliert. Außerdem seien die Forschenden von allen Verpflichtungen in Klinik und Lehre befreit. Das Zentrum könne das Fördergeld von der Krebshilfe unter anderem auch einsetzen, um in den Ferien oder bei Kongressreisen eine Kinderbetreuung zu finanzieren.

Offiziell eröffnet wurde das MS.NZ am 13. Februar 2019. An diesem Tag fand an der JMU ein Auswahl-symposium statt, bei dem sich zehn junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vorstellten, die am MS.NZ Forschungsgruppen leiten möchten. Aus diesem Kreis wird ein wissenschaftlicher Beirat, der mit international führenden Tumorfachleuten besetzt ist, die am meisten versprechenden Kandidatinnen und Kandidaten auswählen. Die ersten Gruppen sollen voraussichtlich im Herbst 2019 ihre Arbeit aufnehmen.

Zur Eröffnung des MS.NZ hat Dr. Stan Ridell vom Fred Hutchinson Cancer Research Center (Seattle), ein weltweit führender Wissenschaftler auf dem Gebiet der Immuntherapie, eine „Virchow-Lecture“ zu den neuesten Entwicklungen auf diesem Forschungsgebiet gehalten.

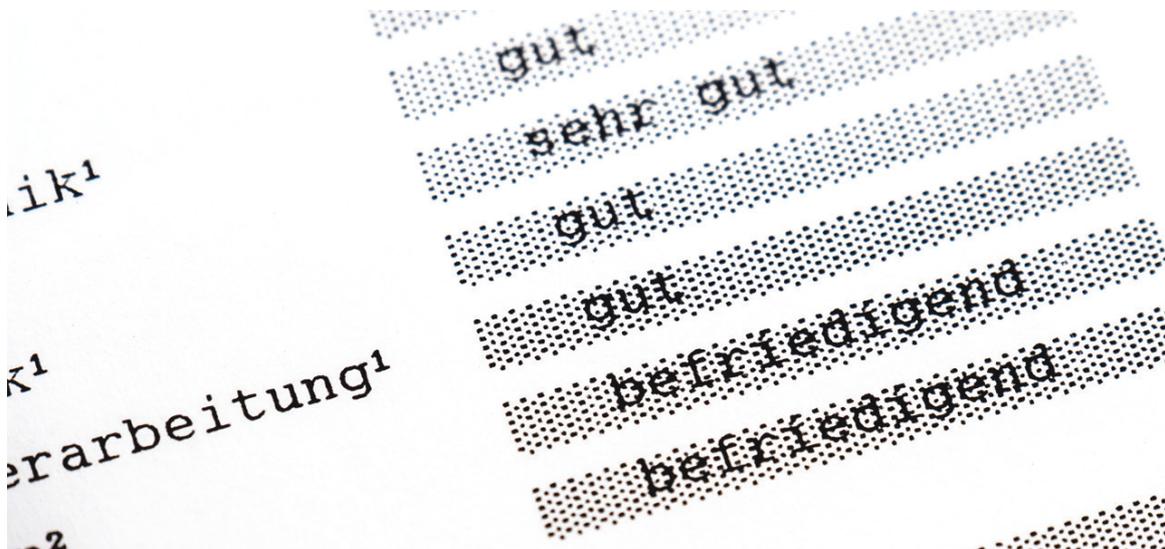
Exzellentes Forschungsumfeld in Würzburg

Das Mildred-Scheel-Nachwuchszentrum findet in Würzburg ein sehr gutes Umfeld: Am Biozentrum und am Rudolf-Virchow-Zentrum der JMU forschen mehrere Gruppen an der Entschlüsselung molekularer Mechanismen der Tumorentstehung. Die neu eingerichteten Max-Planck-Forschungsgruppen arbeiten auf dem Gebiet der Systemimmunologie. Außerdem entwickeln Arbeitsgruppen in der Medizinischen Klinik und Poliklinik II, der Hautklinik, der Frauenklinik und der Kinderklinik des Universitätsklinikums Würzburg neue Strategien zur Immuntherapie. Und das Helmholtz-Institut für RNA-basierte Infektionsforschung (HIRI) untersucht methodisch eng verwandte Fragestellungen.

Prominente Namensgeberin

Benannt sind die Nachwuchszentren nach der Ärztin Mildred Scheel (1931-1985). Sie hat die Deutsche Krebshilfe im Jahr 1974 gegründet.

Website der Deutschen Krebshilfe: <https://www.krebshilfe.de/>



Lernentwicklungsgespräch oder klassisches Zeugnis? Das grundlegende Problem einer potenziellen Ungerechtigkeit bei der Bewertung existiert in beiden Fällen. (Bild: Lukassek / Thinkstock.com)

Die Ungerechtigkeit bleibt

Am vergangenen Freitag gab es an Bayerns Schulen Zeugnisse. In vielen Klassen ersetzen dabei sogenannte Lernentwicklungsgespräche die klassischen Notenzeugnisse. Deren grundlegende Nachteile können sie allerdings nicht beheben.

„Für einen schlechten Schüler ein wahres Tribunal, in dem man als Eltern eigentlich irgendwie abmildernd eingreifen möchte, weil es alles so harsch klingt.“ „Die eigenen Schwächen vor mehreren Leuten gesammelt aufgezählt zu bekommen, ist einfach nicht schön.“ Wer im Internet in Eltern-Foren nach dem Stichwort „Lernentwicklungsgespräch“ sucht, findet viele negative Kommentare. Auch Lehrkräfte äußern sich dort nicht nur begeistert: „Es ist verdammt schwierig, so ein Gespräch positiv zu gestalten, wenn da ein Schüler sitzt, der es einfach nicht packt“, ist dort zu lesen oder „Es gibt viele Eltern, die diese Art Gespräch nicht mögen. Die wollen ganz klare Noten sehen“.

Grundschulen in Bayern haben seit dem Schuljahr 2014/15 die Möglichkeit, das Zwischenzeugnis in den Jahrgangsstufen 1 bis 3 durch ein Lernentwicklungsgespräch zu ersetzen, an dem sich Schulkind, Klassenlehrkraft und Eltern beteiligen. In dem maximal 30-minütigen Gespräch soll die Lehrkraft „im Beisein der Erziehungsberechtigten das Gespräch mit dem Kind führen“ und dessen „individuelle Situation mit seinen Stärken, Schwächen und Entwicklungspotenzialen“ betrachten, wie es auf der Homepage des Kultusministeriums heißt. Die schriftliche Dokumentation dieses Gesprächs wird anschließend von allen Beteiligten unterzeichnet; sowohl Schule als auch Familie erhalten ein unterschriebenes Exemplar.

Gespräche bieten Vorteile

„Grundsätzlich haben Lernentwicklungsgespräche Vorteile im Vergleich zu traditionellen Notenzeugnissen“, sagt Johannes Jung. Der Wissenschaftler ist außerplanmäßiger Professor am Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik der Julius-Maximilians-

Universität Würzburg (JMU); in seiner Forschung beschäftigt er sich schon seit Langem mit der Gerechtigkeit von Noten. Die Vorteile von Gesprächen liegen nach Jungs Worten auf der Hand: Verglichen mit einer reinen Ziffernote sind sie ausführlicher und damit differenzierter. Sie beschreiben Entwicklungen und geben Raum für Hinweise auf spezifische Stärken und Schwächen des jeweiligen Kindes. In der schriftlichen Dokumentation können Hinweise auf spezielle Fördermaßnahmen festgehalten werden.

Trotzdem sieht Jung auch in dieser Form der Leistungsbewertung negative Aspekte: „Lernentwicklungsgespräche bedeuten nicht die Abschaffung einer Note, sprich: der Einordnung von Schülerinnen und Schülern in einem skalierten Raster“, sagt er. Diese Einordnung erfolge in ihrem Fall nur eben nicht in Form einer Ziffer zwischen 1 und 6, sondern ausformuliert und mündlich. Das grundlegende Problem einer potenziellen Ungerechtigkeit bei der Bewertung werde damit nicht gelöst.

Ungerechtigkeiten lassen sich nicht vermeiden

Ungerechtigkeit? Danach gefragt, was er damit meint, muss Jung philosophisch werden. Dann da gibt es auf der einen Seite die „zuteilende Gerechtigkeit“, die eine Leistung nach genau definierten Kriterien bemisst, wie etwa ein Vokabeltest, bei dem die Anzahl der Fehler mit der Note korreliert. Auf der anderen Seite existiert aber auch eine „ausgleichende Gerechtigkeit“. Diese berücksichtigt individuelle Voraussetzungen, Rahmenbedingungen und die jeweilige Lernbiographie und fällt auf dieser Basis ein Urteil – etwa bei einem Flüchtlingskind, dessen Eltern kein Deutsch sprechen, das selbst erst seit wenigen Monaten in Deutschland lebt und das zwar beim Schreiben noch jede Menge Fehler macht, aber immerhin mittlerweile ganze Sätze aufs Blatt bringt.

„Will man solche Aspekte bei der Notengebung berücksichtigen, wird die Angelegenheit äußerst kompliziert, und alle Versuche führen möglicherweise zu immer neuen Ungerechtigkeiten“, sagt der Pädagoge – und das unabhängig von der Form der Bewertung. Das Ergebnis sei nie der jeweiligen Leistung angemessen, wobei eine individuelle Norm ebenfalls ungerecht sei. „Unsere Gesellschaft ist auf Normierung aufgebaut, dementsprechend verlangt die Schule standardisierte Leistungen“, sagt Jung. Individualität stoße in diesem System zwangsläufig schnell an Grenzen.

Ungeklärte Fragen und eine hohe Belastung

Auch wenn im Internet viele kritische Stimmen zu lesen sind: Lernentwicklungsgespräche sind inzwischen anscheinend akzeptiert. Vor ihrer Einführung hätten sich in einer Umfrage 80 bis 90 Prozent der Eltern skeptisch gegenüber der Neuerung geäußert. Kurz danach habe sich das Bild ins genaue Gegenteil gedreht: Nun sei die überwiegende Mehrheit davon überzeugt, so Jung. Probleme und ungelöste Fragen gebe es dennoch genug: Was passiert, wenn Eltern den Termin nicht wahrnehmen? Wie soll das Gespräch ablaufen, wenn diese nicht Deutsch sprechen? Welche Konsequenzen hat es, wenn einer der Beteiligten seine Unterschrift unter die Dokumentation verweigert? Alles Fragen, auf die es nach Jungs Worten bislang noch keine befriedigenden Antworten gibt.

Außerdem dürfe nicht vergessen werden, dass solche Gespräche für die Lehrkräfte eine hohe Belastung darstellen – zeitlich, organisatorisch und verwaltungstechnisch. „Bei unkomplizierten Kindern laufen Lernentwicklungsgespräche sicherlich gut“, sagt Jung. Problematisch werden sie in der Regel erst in den schwierigen Fällen. Denn dann mache sich das bemerkbar, was der Pädagoge mit dem Ausdruck „strukturelle Divergenz der Interessen zwischen Eltern und Schule“ beschreibt. Zwar sitzen alle Beteiligte quasi gleichberechtigt am Tisch; eine Ein-zu-eins-Partnerschaft zwischen Eltern und Schule existiere in Wirklichkeit jedoch nicht. Und wenn dann eine Lehrkraft unsensibel vorgehe, könne sie in kurzer Zeit viel kaputt machen. „Da ist es vielleicht weniger schmerzhaft, wenn im Zeugnis einfach die Note 4 steht“, so Jung.

Ein schlechtes Zeugnis führt nicht in die Sackgasse

Wer sich längere Zeit mit Johannes Jung über Noten und Zeugnisse unterhält, meint irgendwann eine gewisse Skepsis aus seinen Äußerungen herauszuhören. Trifft das zu? Ja, eine relative Skepsis sei bei ihm grundsätzlich vorhanden, sagt er. Sie basiert auf der Frage, inwieweit es prinzipiell gerechtfertigt ist, Menschen einer normativen Beurteilung zu unterwerfen. Eine Antwort hat er allerdings auch parat: „Es ist gerechtfertigt, dass wir als Gesellschaft Anforderungen an die nachwachsende Generation formulieren, die erfüllt sein müssen, damit diese Gesellschaft auch in Zukunft bestehen kann.“ Dieser „normative Vorgang“ müsse allerdings transparent und klar formuliert sein. Kinder müssten wissen, was sie davon haben – und das Recht haben, sich dem zu verweigern.

Unabhängig davon, ob es sich um eine Ziffernote oder ein Entwicklungsgespräch handelt, rät Jung sowieso dazu, dieser Art von Normierung keine allzu hohe Bedeutung zuzumessen. „Ein schlechtes Zeugnis führt nicht automatisch in eine Sackgasse“, sagt er. Gerade in Bayern gebe es erfreulich viele Möglichkeiten, die Durchlässigkeit des Schulsystems nach oben zu nutzen. Ganz zu schweigen von der Frage, ob ein hoher Schulabschluss tatsächlich für jeden erstrebenswert ist. Das Ziel vieler Eltern für ihr Kind und vieler Politiker für die heutige Generation von Schülerinnen und Schülern – Abitur und Studium – empfindet er jedenfalls als „zumindest problematische Entwicklung“.

Kontakt

Prof. Dr. Johannes Jung, Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik,
T: +49 931 31-84885, johannes.jung@uni-wuerzburg.de



In Würzburg hat das Studienteam um Professor Christoph Wanner (z.v.r.) den ersten Patienten für die EMPA-Kidney-Studie rekrutiert. (Bild: Deutsches Zentrum für Herzinsuffizienz, DZHI)

Studie für chronisch Nierenkranke

Hilft ein Diabetes-Medikament auch nierenkranken Patienten, die nicht an Diabetes leiden? Das wird in einer neuen internationalen Studie untersucht, die vom Universitätsklinikum mitkoordiniert wird.

Das Medikament Empagliflozin wurde ursprünglich zur Behandlung von hohen Blutzuckerwerten bei Diabetes-Patienten entwickelt. Es sorgt dafür, dass die Betroffenen über den Urin vermehrt Zucker ausscheiden. Das kann zu einer leichten Abnahme von Gewicht und Blutdruck führen, was sich wiederum positiv auf Herz und Nieren auswirkt.

Empagliflozin senkt aber nicht nur den Blutzucker, es verringert auch die Zahl der Todesfälle durch Herzerkrankungen. Das haben Würzburger Forscher in einer großen klinischen Studie (EMPA-REG OUTCOME) nachgewiesen, an der Patienten mit Herzerkrankung und Typ-2-Diabetes teilnahmen. Auf die Ergebnisse baut nun die neue klinische Studie EMPA-Kidney auf. Sie soll zeigen, ob Empagliflozin auch Herz und Nieren von Patienten schützt, die keinen Diabetes haben, aber an einer chronischen Nierenerkrankung leiden.

Erster Würzburger Patient aufgenommen

In Würzburg wurde in diesen Tagen der erste Patient in die Studie aufgenommen. „Ich freue mich sehr, dass es jetzt auch praktisch losgeht“, sagt Professor Christoph Wanner, Nierenspezialist vom Universitätsklinikum und Leiter der Klinischen Prüfung. „Wir haben mit der University of Oxford lange darauf hin gearbeitet, die EMPA-Kidney-Studie auf den Weg zu bringen.“

Gemeinsam werde nun untersucht, ob die tägliche Einnahme einer Empagliflozin-Tablette verhindern kann, dass sich die Nierenerkrankung verschlechtert und dass sich dadurch die Notwendigkeit von Dialysebehandlungen verringert. Dazu erhält die Hälfte der Studienteilnehmer eine Empagliflozin-Tablette, während die andere Hälfte ein Placebo bekommt, also ein Scheinmedikament.

Würzburg ist Studienzentrale für Deutschland

In Deutschland nehmen 33 medizinische Zentren an der Studie teil. Bis Ende 2019 sollen dafür bundesweit 1.000 Patienten rekrutiert werden. Insgesamt werden 5.000 Patienten mit einer chronischen Nierenerkrankung in den USA, Kanada, China, Japan, Malaysia, Großbritannien und Deutschland untersucht.

Die internationale Studie wird von der Universität Oxford in Kooperation mit der Universität Würzburg koordiniert. Die Studienzentrale für Deutschland ist in der Medizinischen Klinik und Poliklinik I des Universitätsklinikums Würzburg angesiedelt; sie wird vom Deutschen Zentrum für Herzinsuffizienz Würzburg unterstützt.

Leben und Wirtschaften in ökologischen Krisen

Eine Kulturanalyse ländlicher Ökonomien: Das ist das Leitthema einer Tagung, die Anfang April an der Uni Würzburg stattfindet. Sie beinhaltet eine öffentliche Podiumsdiskussion über die Folgen des Klimawandels.

Was bedeuten ökologische Krisen wie das Insektensterben und der Klimawandel für die Lebens- und Arbeitsgemeinschaften aus Menschen, Tieren, Pflanzen und Technologien? Um diese und weitere Fragen dreht sich die Tagung „Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten“ an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU).

Die Veranstaltung befasst sich mit dem wirtschaftlichen Handeln in diesen Gemeinschaften in historischer und gegenwärtiger Perspektive: Welchen Logiken folgt es und inwieweit bestimmt es die Art und Weise des gesellschaftlichen Zusammenlebens – auf dem Land, aber auch in urbanen Räumen? Das sind die Leitfragen der Tagung.

Öffentliche Podiumsdiskussion in Veitshöchheim

Die Tagung findet von Donnerstag bis Samstag, 4. bis 6. April 2019, im Philosophiegebäude auf dem Hubland-Campus statt. Ein Teil des Programms läuft in der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim. Dort gibt es auch eine öffentliche Podiumsdiskussion über die Folgen, die der Klimawandel für diese Lebens- und Arbeitsgemeinschaften hat: Freitag, 5. April, von 17 bis 19 Uhr. Eine Anmeldung ist nicht nötig.

Wer die anderen Programmpunkte besuchen möchte, muss sich bis 1. März 2019 auf der Website der Tagung anmelden. Die Tagungsgebühr beträgt 20 Euro; Studierende der JMU können kostenlos teilnehmen.

Kulturanalyse ländlicher Ökonomien

Die Vorträge behandeln unterschiedlichste Themen, die man unter dem Leitthema „Kulturanalyse des Ländlichen“ zusammenfassen kann. Sie drehen sich zum Beispiel um die Arbeitswelt

Wald, die politische Ökologie von Gülle, die genossenschaftlich organisierte Weidehaltung von Kühen, urbane Imkerei und um die Sojabohne als Akteur der Agrarindustrialisierung.

Oder sie werfen die Frage auf, wie sich Nutztierhalter zwischen Tierwohl und wirtschaftlichem Druck positionieren. Unter dem Schlagwort „Ländliches digital“ geht es auch um Telemedizin. Vier Referentinnen von den Freilandmuseen Bad Windsheim und Fladungen sprechen über Freilandmuseen als „Multispecies-Kontaktzonen“.

Veranstalter der Tagung

Ausgerichtet wird die Tagung vom Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der JMU (Professorin Michaela Fenske, Dr. Arnika Peselmann, Daniel Best M.A.) in Kooperation mit der Landestelle Berlin-Brandenburgische Volkskunde am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin und der Kommission Kulturanalyse des Ländlichen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.

Kontakt

Das Organisationsteam der Tagung, Professorin Michaela Fenske, Dr. Arnika Peselmann und Daniel Best M.A., steht für Gespräche mit Vertretern der Medien zur Verfügung. Kontaktaufnahme über Dr. Peselmann, T +49 931 31-86358, arnika.peselmann@uni-wuerzburg.de

Würzburger Gesundheitswesen

Eine Ausstellung vom 1. bis 29. März 2019 zeigt Bilder aus dem Würzburger Gesundheitswesen. Neben Fotos der Würzburger Geschichtswerkstatt sind Bilder der Medizinhistorischen Sammlung der Universität Würzburg zu sehen.

Die Würzburger Geschichtswerkstatt ist eine Anlaufstelle für alle Würzburger Bürger, die Bilddokumente zur Geschichte der Stadt besitzen. Mitarbeitende des Vereins haben aus ihrem stetig anwachsenden Bildarchiv nun eine Auswahl getroffen, um eine Ausstellung zu konzipieren. Diese zeigt nicht nur die alten innenstädtischen Behandlungsorte, wie Juliuspital, Poliklinik und Frauenklinik ab der Zeit um 1900, sondern auch unbekanntere Institutionen wie beispielsweise die alte Köster-Klinik. Das war eine private Entbindungsklinik im Würzburger Steinbachtal. Hinzu kommen Fotografien aus der frühen Zeit der Uni-Kliniken, die zunächst als „Luitpold-Krankenhaus“ – und im Volksmund als LuKra – bekannt waren. Auch Bilddokumente der Würzburger Rettungsdienste sind zu sehen.



Patientenzimmer in der früheren Universitäts-Frauenklinik, um 1900. (Bild: Medizinhistorische Sammlungen, Sammlung der Universitäts-Frauenklinik)

Diese Bilder zeigt die Geschichtswerkstatt vom 1. bis 29. März 2019 in einer Ausstellung im Rathausfoyer.

Auswahl aus der Medizinhistorischen Sammlung

Vertreter der Geschichtswerkstatt besuchten zur Vorbereitung der Ausstellung auch das Institut für Geschichte der Medizin, das zahlreiche historische Objekte, Bilder und andere Zeugnisse der universitären Medizin in Würzburg verwahrt.

Zusammen mit der Leiterin der Medizinhistorischen Sammlungen der Medizinischen Fakultät, Dr. Sabine Schlegelmilch, wurden zusätzliche Tafeln gestaltet. Diese zeigen auch das materielle Erbe der Medizin in Würzburg: so zum Beispiel historische Instrumente aus dem 19. Jahrhundert sowie wertvolle Kupferstiche zu Operationsmethoden dieser Zeit. Zudem werden Objekte jüngerer Datums, wie ein Album mit Röntgenaufnahmen der Gebärmutter gezeigt.

Außerdem ist eine Auswahl an Abbildungen aus einer Sammlung von Wachsmoulagen zu sehen. Die Wachs-Nachbildungen von Hautkrankheiten stammen von der Würzburger Universitätsklinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie und sind sonst nicht öffentlich zu besichtigen.

Bei der Eröffnung am Freitag, 1. März 2019 um 14 Uhr im Rathausfoyer, wird Schlegelmilch in einer kurzen Einführung auch einen Einblick in die Medizingeschichte geben.

Kontakt

Dr. Sabine Schlegelmilch, Institut für Geschichte der Medizin
T.: +49 931 31-82638, sabine.schlegelmilch@uni-wuerzburg.de

In Verbindung bleiben

Was bleibt, wenn junge Menschen ihr Studium an der Universität Würzburg beendet haben? Wie kann der Kontakt zu ihnen bestehen? Teil fünf unserer Reihe gibt einen Einblick in das Alumnibüro.

Eine von Michaela Thiels Lieblingsaufgaben beginnt damit, zwei Personen zu suchen, die ein ähnliches Fach studieren beziehungsweise studiert haben. Beim „Matching“ geht es darum, zwei Menschen zu finden, die auf die beste Art voneinander profitieren können, und diese miteinander in Beziehung zu bringen. Was sich daraus ergeben hat, erfährt Thiel nach dem ersten Treffen der zwei Personen: „Bei ihrem ersten Gespräch entscheiden beide, ob die Chemie stimmt und ob sie ein Tandem starten möchten“, erklärt Thiel. Entscheiden sie sich dafür, begleitet der Alumnus oder die Alumna den Studenten oder die Studentin ein Jahr lang ehrenamtlich.



Treffen um zu vernetzen, das ist unter anderem Ziel des Alumnibüros. (Bild: Michaela Thiel/Universität Würzburg)

Das Mentoring-Projekt, so der Titel der Aktion, zielt darauf, dass Studierende mit Alumni in Kontakt kommen und sich mit ihnen austauschen können, erklärt Thiel. Studierende erfahren dabei viel über die Berufsperspektiven in ihrem Bereich, knüpfen hilfreiche Verbindungen oder erhalten Unterstützung bei der Abschlussarbeit. Das Mentoring-Projekt läuft inzwischen in der achten Staffel.

Thiel ist Beauftragte für die Alumniarbeit an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU). Die Gestaltung und Umsetzung des Konzepts sowie die Aktivierung und Einbindung der Alumni stemmt sie zusammen mit fünf studentischen Hilfskräften und zwei Ehrenamtlichen. Aktuell besteht über das Alumninetzwerk Kontakt zu etwa 43.000 Ehemaligen in über 90 Ländern.

„Alumni sind Stakeholder für die Uni“, sagt Thiel. „Die Universität hat das Motto ‚Wissenschaft für die Gesellschaft‘, und die Alumni sind ein Teil dieser Gesellschaft.“ Deshalb verbreitet die JMU unter anderem Forschungsergebnisse und Informationen aus der JMU unter Ehemaligen. Wer jedoch denkt, mit Alumni seien nur ehemalige Studierende gemeint, der täuscht sich. „Auch aktuelle Studierende und Beschäftigte der JMU sind, als zukünftige Alumni und Mentees, unsere Zielgruppe“, erklärt die Alumni-Beauftragte.

Vernetzung durch Veranstaltungen

„Die Uni verfügt über ein Alumni-Portal, über das Ehemalige in Verbindung bleiben, Kontakte wiederfinden, Fotos austauschen oder Publikationen anderer Alumni einsehen können und vieles mehr“, sagt Thiel. Zusätzlich dazu veranstaltet das Büro Regionaltreffen in unterschiedlichen Städten, um dem Netzwerk Wissen der Alumni zugänglich zu machen und um Aktuelles aus der Uni zu verbreiten.

„Die Regionalgruppentreffen nutze ich selbstverständlich immer dazu, grundsätzliche Informationen an die Alumni weiterzugeben. Es ist schon überaus erstaunlich, dass viele Alumni zum Beispiel gar nicht wissen, dass ihre Alma Mater eine der ältesten Deutschlands ist“, sagt

Thiel und ergänzt: „Früher wurde gar kein Bindungsmanagement betrieben und so konnten Alumni nicht, wie heute, als Referenten, Mentoren, Finanzgeber oder anderes eingesetzt werden“, sagt Thiel, die alle Alumni-Veranstaltungen organisiert.

Die Treffen der Regionalgruppen finden in der Firma, in der eine Alumna oder ein Alumnus arbeitet, in ganz Deutschland statt. „Damit bekommen wir immer einen spannenden Einblick in das jeweilige Unternehmen, oft in Bereiche, in die man sonst nicht kommen würde. Und 2019 wird die erste Alumni-Regionalgruppe in den USA eröffnet.“ In Washington werden sie beispielsweise bei Alumni, die beim Internationaler Währungsfonds, bei der Deutschen Botschaft, bei der Deutschen Industrie- und Handelskammer tätig sind, zu Gast sein.“ Außerdem lerne Thiel die Alumni persönlich kennen. „Dadurch kann ich besser einschätzen, welche Aufgaben ihnen gefallen würden.

Was sich Alumni wünschen, erfährt das Team unter anderem über Umfragen, die es alle drei Jahre unter den Mitgliedern durchführt. Mit dem Science Slam kommt das Alumni-Büro dem Wunsch nach, Wissen über aktuelle Forschungen zu erhalten. Ein Science Slam ist ein Wettstreit, bei dem Wissenschaftler ihre Forschung innerhalb einer vorgegebenen Zeit unterhaltsam und allgemeinverständlich darstellen. „Das ist unser größtes Event. Damit erreichen wir alle Altersklassen“, sagt Thiel.

Nutzen wird sichtbar

Immer wieder holen Thiel und ihr Team Ehemalige zurück an die Uni. Sie laden ein, Vorträge an Fakultäten, Fachschaften oder Einrichtungen zu halten. „So besteht weiterhin Kontakt zu Ehemaligen und die Uni bleibt im Gespräch“, sagt Thiel. Die Studierenden bekommen dadurch einen Eindruck, was sie mit ihrem Studium später machen können. Besonders schätzt sie an ihrer Arbeit, wenn der Nutzen sichtbar wird. Wenn sich Synergien ergeben zwischen Alumni, oder sich etwas Positives für die Beteiligten ergibt.

So zum Beispiel beim zweiten Alumni-Fundraising-Projekt „Buchpaten“ in Kooperation mit der Universitätsbibliothek. Hier suchte das Team im Jahr 2018 Unterstützung für besonders wertvolle Handschriften der Universitätsbibliothek, die stark beschädigt und damit unzugänglich für die Forschung waren. „Bücher die beispielsweise Insektenfraß, Schimmel oder auch Kriegsschäden hatten, konnten damit restauriert und digitalisiert werden“, erklärt Thiel. „Wir waren überrascht und sehr dankbar für die schnelle Unterstützung.“ Innerhalb von zwei Monaten waren alle Buch-Paten gefunden. Auch ein Zeichen für die Verbundenheit und den Unterstützungswillen der Alumni.

Viele Wege führen zu Alumni

Doch wo findet das Alumnibüro Ehemalige? „Das ist gar keine so leichte Aufgabe. Beispielsweise fragen wir Alumni nach deren Kontakten zu anderen Ehemaligen und wir besuchen natürlich die Absolventenfeiern an der Uni, aber auch andere Veranstaltungen in Würzburg. Events wie die Jubilarfeiern sind wunderbare Gelegenheiten, Alumni wiederzufinden. Außerdem hilft uns die Pressestelle, die uns Namen von Ehemaligen schickt, wenn diese in den Medien auftauchen.“ Öffentlichkeitsarbeit sei für das Alumnibüro sehr wichtig, denn es gebe weltweit noch genug Alumni, die bisher nichts vom Netzwerk wissen.

Zusätzlich zum Alumni-Netzwerk können alle auch Mitglied im Alumni-Verein werden, der weitere Vorteile mit sich bringt.

Kontakt

Michaela Thiel, Alumnibüro, +49 931 31-83150, alumni@uni-wuerzburg.de

Personalia vom 19. Februar 2019

Dr. **Wolf Eiermann**, Direktor des „Museum Georg Schäfer“, Schweinfurt, wurde mit Wirkung vom 14.01.2019 zum Honorarprofessor für das Fachgebiet „Kunstgeschichte“ bestellt.

Dr. **Erich Schneider**, Direktor des „Museum für Franken - Staatl. Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Würzburg“, wurde mit Wirkung vom 14.01.2019 zum Honorarprofessor für das Fachgebiet „Kunstgeschichte“ bestellt.

Dr. **Simon Veldhoen**, wissenschaftlicher Mitarbeiter mit ärztlichen Aufgaben, Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie, wurde mit Wirkung vom 11.02.2019 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Radiologie“ erteilt.

Dr. **Tobias Wech**, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie, wurde mit Wirkung vom 11.02.2019 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet „Experimentelle Radiologie“ erteilt.

Die **Hochschulwahlen** finden am 09.07.2019 statt. Dafür wurde nun der **Wahlausschuss** bestellt. Ihm gehören als Vertreter der Hochschullehrenden Prof. Dr. Martin Kukuk und Prof. Dr. Jörg Schultz an; Ersatzvertreter sind Prof. Dr. Toker Doganoglu, Prof. Dr. Markus Ludwigs und Prof. Dr. Wolfgang Weiß. Als Vertreter der wissenschaftlich Mitarbeitenden Dr. Karsten Schutte; Ersatzvertreter ist Prof. Dr. Eric Mayer. Als Vertreterin der sonstigen Mitarbeitenden Christina Hellbach; Ersatzvertreter ist René Demling. Vertreter der Studierenden ist Florian Leis, sein Ersatzvertreter ist Aaron Valent.